

Brigitte Melzer

# **Im Schatten des Dämons**

Roman



## Prolog

Aus zusammengekniffenen Augen blickte der Krieger auf das nächtliche Tal hinab. Wie ein schwarzes Band wand sich ein Fluss durch die geschwungene Landschaft. In Ufernähe ragten dunkle Schilfhalme aus dem Wasser, schwarz und stumm, wie die Schlachtreihen einer entfernten Armee. Sein Blick blieb an einem Lagerfeuer hängen. Funken stoben auf und trieben durch die Dunkelheit. Winzige glühende Punkte, die gleich darauf zu Hunderten erloschen. Vor dem Feuer kauerte eine zierliche Gestalt, einen Umhang schützend um die Schultern geschlungen. Er hatte sie gefunden. Endlich. Er kannte ihren Namen nicht. Nur ihr Verbrechen. Sie hatte seinen Vater ermordet. Dafür würde sie bezahlen.

Das Heulen eines Wolfes erweckte die Nacht zum Leben. Sein Pferd zerrte unruhig am Zügel. Er packte das Zaumzeug fester. Augenblicklich beruhigte sich das Tier. Er zog die Kapuze tief ins Gesicht, schwang sich in den Sattel und ritt den Hügel hinab. Die junge Frau hob den Kopf. Als sie ihn erblickte, schnellte sie hoch und begann um ihr Leben zu laufen. Bereits nach wenigen Metern erkannte sie, dass es kein Entkommen gab. Sie schlug einen Haken und flüchtete ins Wasser. Ohne Hast glitt er aus dem Sattel. Ein geflüsterter Befehl, dann trabte sein Pferd zu den nahen Bäumen davon.

Er wollte nach seinem Schwert greifen, überlegte es sich jedoch anders. Sein Vater war durch die Klinge eines Dolches gestorben. Ein Dolch sollte jetzt auch ihrem Leben ein Ende setzen. Entschlossen zückte er die Waffe und folgte ihr ins Wasser. Er holte sie ein, packte sie am Arm und riss sie herum. Sie schrie um Hilfe und versuchte an Land zu gelangen, doch er versperrte ihr den Weg und trieb sie zurück ins Wasser. Er hätte ihr die Klinge in die Brust treiben können, doch das wollte er nicht.

Sie sollte langsam sterben.

Qualvoll, wie sein Vater.

Er holte aus und drosch ihr die Faust ins Gesicht. Ungläubigkeit zeigte sich in ihrer Miene. Ihr Blick trübte sich. Sein nächster Schlag raubte ihr das Bewusstsein. Ehe sie im Wasser versank, griff er nach ihr und verhinderte, dass die Strömung sie davontragen konnte.

Noch vor einem Augenblick war die Nacht voller Leben gewesen, erfüllt von den Schreien des Mädchens. Jetzt war es still. Nur das leise Plätschern des Wassers und seine eigenen Atemzüge waren noch zu vernehmen. Die Stille des herannahenden Todes hatte sich über das Land gesenkt. Er war der Tod.

Vom Ufer wurden plötzlich Stimmen laut. Wie riesige Glühwürmchen tanzte der Lichtschein von Laternen und Fackeln durch die Nacht. Menschen kamen näher, lachend und schwatzend.

Fahrendes Volk. Ihm blieb keine Zeit, wenn er nicht gesehen werden wollte. Er zog sie heran und setzte die Klinge an ihren Hals. Als er die Schneide über ihre Kehle ziehen wollte, erfasste die Strömung ihren Körper und entriss sie seinem Griff. Er unternahm keinen Versuch, sie zu fassen zu bekommen. Sie würde ertrunken sein, lange bevor die Gaukler sie aus dem Wasser fischen konnten. Sofern sie sie überhaupt fanden.

Lautlos tauchte er in die Fluten und ließ sich mit der Strömung davontreiben. Obwohl seine Rache vollendet war, fühlte er sich noch immer tot und leer.

Ein Blitz fuhr vom Himmel und tauchte die Kammer in kaltes Licht. Lange genug, um die Konturen der schlanken Gestalt vor dem Kamin für einen Augenblick der Dunkelheit zu entreißen. Mit aufeinandergepressten Lippen starrte er auf die flammenlosen Kerzen, die auf dem Kaminsims aufgereiht standen. Einundzwanzig Kerzen, die ihn endlich ans Ziel bringen sollten. Ein Ziel, das er längst erreicht zu haben geglaubt hatte. Bei dem Gedanken, dass er die letzten Monate in dem Irrglauben verbracht hatte, das Mädchen sei tot, verzog er das Gesicht. *Dieses Mal werde ich sichergehen.* Er reckte die Arme in die Luft und stimmte einen leisen Gesang an. Der Wind strich heulend ums Gemäuer, drang durch Fenster- und Türritzen und zerrte an seiner Robe. Er beendete seinen Gesang und nahm eine Holzschale zur Hand. Beschwörende Worte intonierend verteilte er das darin befindliche Pulver über den Kerzen.

Hört meine Stimme, die euch den Weg leitet;  
 eure Seele nicht auf die Andere Seite entgleitet;  
 mir zu gefallen und zu dienen seid ihr bereit;  
 erst wenn die Flamme erlischt, seid ihr befreit.

Draußen erreichte das Gewitter seinen Höhepunkt. In immer kürzeren Abständen erhellten grelle Blitze den Raum, gefolgt von Donnerrollen.

»Erscheinet!«

Kleine Flammen züngelten aus den Dochten empor, als sich einer nach dem anderen entzündete. Ein Lufthauch fegte durch die Fensterritzen über die Flammen hinweg, ohne ihnen etwas anhaben zu können. Keine Kraft dieser Welt vermochte es, diese Flammen zu berühren. Sie waren zu einem Symbol des Seins geworden. Einundzwanzig Kerzen. Einundzwanzig Wesen. Er spürte ihre Anwesenheit. Na'Darrach – Wesen der Finsternis, die in der Dunkelheit hinter ihm lauerten. Einzig ihre Vernichtung konnte die Kerzen jetzt noch löschen.

Langsam wandte er sich um. Seine Augen wirkten farblos im flackernden Kerzenschein. Das schwache Licht drängte die Dunkelheit in die Ecken zurück, wo sich schwarze Schatten auftürmten, wabernd und ineinander verschwimmend. Und in den Schatten verbarg sich, was er gerufen hatte. Er verspürte die Bösartigkeit dieser Wesen bis in die letzte Faser seines Körpers. Ein Lächeln huschte über seine Züge. Endlich war der Augenblick gekommen. »So blickt in meinen Geist und seht, welche Pflicht ich euch auferlege!«

Seit Einbruch der Dämmerung saß Daith Landévennec im *Lachenden Kobold* und beobachtete das Mädchen. Er trank und hoffte, der starke Wein würde ihm helfen, eine Entscheidung zu treffen.

Er interessierte sich nicht für die lachenden und schwatzenden Männer und Frauen. Nicht, nachdem sie hier war. Sie war jung, vielleicht siebzehn Sommer. Üppige Locken fielen ungebündelt über ihre Schultern, rotgolden wie Herbstlaub. Das Kaminfeuer spiegelte sich in ihren Augen wider, sodass er ihre Farbe – wie schon in jener Nacht am Fluss – nicht erkennen konnte. *Vermutlich sind sie so schwarz wie ihre Seele.*

Sie saß vor dem Feuer, umringt von Menschen, die nicht müde wurden sie zu bitten, immer neue Melodien auf ihrer Flöte zu spielen und neue Geschichten zum Besten zu geben. *Diese Narren.* Daith hatte noch nie etwas für Geschichten übrig gehabt. Geschichten waren für Schwächlinge, die mit ihrem eigenen Leben nicht zurechtkamen. Daith hatte gelernt, mit dem Schmerz zu leben, den die Erinnerung an die Vergangenheit und die Erwartung der Zukunft mit sich brachten. Er füllte seinen Becher, leerte ihn in einem Zug und füllte ihn erneut. Aus zusammengekniffenen Augen starrte er sie an, als hoffte er in ihrem Gesicht Antworten zu finden. Wollte er seinem Herzen folgen, musste er sie töten und endlich sühnen, was sie ihm angetan hatte. Seine Pflicht war eine andere.

Während er noch immer auf das Mädchen starrte, verschwamm die Wirklichkeit vor seinen Augen. Seine Gedanken kehrten zu dem Tag zurück, dessen Ereignisse ihn in den *Lachenden Kobold* geführt hatten. Wie jeden Tag hatte er im Salon seines Ziehvaters gesessen, nicht weit von der Stelle entfernt, an der dieser Monate zuvor gestorben war. Schwere Vorhänge sperrten die Nachmittagssonne aus und überließen ihn der Illusion einer dunklen Nacht. Seine Gedanken kreisten um Myles Landévennec, den Mann, der ihn wie seinen eigenen Sohn aufgezogen hatte. An seinen leiblichen Vater hatte Daith keine Erinnerung. Er war wenige Monate nach seiner Geburt gestorben. Auch Daith' Mutter war längst tot. Der Einzige, der ihm geblieben war, war Myles. Seine Ermordung hatte eine schmerzhaft Lücke hinterlassen, die er immer öfter mit Wein zu füllen suchte. Die Todessehnsucht, die ihn während der letzten Jahre von Gefecht zu Gefecht getrieben hatte, war noch immer vorhanden. Einzig zum Kämpfen fehlte ihm die Kraft. So trank er und wartete auf den Morgen, an dem er nicht mehr erwachen würde. Er war allein in dem riesigen Haus. Die letzten Dienstboten hatte er vor Monaten entlassen. Die Möbel waren abgedeckt, der Salon in der ersten Etage und eine Schlafkammer die einzigen Räume, die er noch benutzte.

Er saß da, einen Weinkelch in der Hand, und starrte ins Nichts, als ein lautes Pochen an der Eingangstür die Stille durchbrach. Er rührte sich nicht. Erst als die Tür zum Salon geöffnet wurde, sah er auf. Zu seiner Überraschung stand Aladar auf der Schwelle. Insgeheim hatte Daith damit gerechnet, dass eines Tages jemand kommen würde, um ihn an seine Pflichten zu erinnern. Ein Bote oder ein Adept. Mit dem Obersten Herrn der Seáthrun hatte er nicht gerechnet.

Der Gelehrte rümpfte die Nase und ging kopfschüttelnd zum Fenster. Die dunkelrote Robe umflatterte seine hagere Gestalt wie ein Stück Stoff, das man zum Trocknen in den Wind gehängt hatte. Mit einem energischen Ruck riss er die Vorhänge zur Seite und stieß das Fenster auf. Ein Schwall frischer Luft fuhr in den Raum und wirbelte kalte Asche im Kamin auf. Blinzeln bejegnete Daith der plötzlichen Helligkeit. Er kniff die Augen zusammen und ließ seinen Blick zwischen Aladar und der Tür hin und her schweifen. »Wo sind Eure Männer?«  
»Niemand weiß, wo ich bin.« Erst da bemerkte Daith, dass der alte Mann abgehetzt wirkte. Schweiß hatte sich in den tiefen Furchen auf seiner Stirn gesammelt. »Ich habe einen Auftrag für dich, Daith.«

»Ich habe den Dienst quittiert.«

Aladar musterte ihn mit kritischer Miene. »Du siehst verlottert aus.« Er sog prüfend die Luft ein. »Und du stinkst! Myles ist seit drei Monaten tot und noch immer verkriechst du dich und gibst dich mehr und mehr dem Suff hin.«

»Ich glaube nicht, dass Euch das etwas angeht.«

Aladar seufzte. »Ich mag dich, das weißt du. Es fällt mir schwer, zuzusehen, wie du dein Leben ruinierst. Doch das ist nicht der einzige Grund für mein Hiersein. Ich brauche deine Hilfe, Daith. Du bist der Einzige, dem ich vertrauen kann.«

Was konnte derart heikel sein, dass Aladar glaubte, seinen eigenen Kriegern nicht vertrauen zu können? Männern, deren einzige Aufgabe es war, den Gelehrten der Seáthrun zu dienen.  
*Männer, die jahrelang Seite an Seite mit mir gekämpft haben.*

»Erinnerst du dich an das rothaarige Mädchen?«, fuhr Aladar ohne Unterbrechung fort.

*Als ob ich sie je vergessen könnte. Ihretwegen ist von mir nicht mehr als eine leere Hülle geblieben.*

Aladars Augen hefteten sich auf ihn. »Du musst sie zu mir bringen.«

»Sie ist tot.«

»Woher willst du das wissen?«

»Meine Hand führte die Klinge, die ihr das Leben nahm«, offenbarte er das Geheimnis, das er viele Monate bewahrt hatte.

Aladar starrte ihn an, sichtlich bestürzt. Seine Hände wanderten hin und her, strichen über den Stoff seiner Robe, zogen ihn glatt, als gäbe es im Augenblick nichts Wichtigeres. »Den Göttern sei Dank, ist sie am Leben.« Kein Wort darüber, was Daith getan hatte.

Daith sprang auf. »Wie kann sie am Leben sein! Ich selbst habe ...« *Ich habe mich nie vergewissert, dass sie tot ist.*

»Du musst sie finden und beschützen.«

»Beschützen?«, brauste er auf. Der Gedanke, dass sie am Leben war, weckte in ihm tatsächlich den Wunsch, sie zu suchen. Allerdings nicht, um sie zu beschützen. »Sie ist eine Mörderin!«

Aladar blieb ruhig. »Du hast gesehen, wie sie Myles' Haus verließ. Du hast niemals gesehen, dass sie eine Waffe gegen ihn erhoben hat!« In diesem Moment wirkte er zum ersten Mal alt. »Manchmal sind die Dinge nicht, wie sie scheinen. Ich kann dir nicht mehr sagen – nicht im Augenblick. Dieses Mädchen – Cait – kennt Antworten, die ich dringend benötige. Antworten, von denen der Feind will, dass sie auf immer verborgen bleiben. Sie ist in großer Gefahr. Ohne unsere Hilfe ist sie verloren.«

»Ich werde nicht ...«

Die donnernde Stimme des Obersten Seáthrun ließ ihn schlagartig verstummen. »Du bist mir zu Gehorsam verpflichtet, vergiss das nicht!«

»Das bin ich schon lange nicht mehr!« Nur mit Mühe gelang es ihm, seinen Zorn zu zügeln.

»Du warst es immer und du wirst es immer sein.«

»Für mich gibt es keine Verpflichtungen mehr.«

»Ein Mensch mag einen Ort verlassen, doch sein Herz verlässt den Platz, an den es gehört, niemals, Daith. Du magst versuchen es zu vergessen, doch du kannst nicht verleugnen, wohin du gehörst.« Aladar legte ihm eine Hand auf den Arm und fuhr mit ruhiger Stimme fort: »Du hast mir immer vertraut. Du musst es auch jetzt. Du würdest dich wundern, wenn du wüsstest, wie viel Mut und Opferbereitschaft in diesem Mädchen stecken. Sie hat große Dinge getan.«

Er schnaubte. »Welche großen Dinge sollen das gewesen sein? Der Mord an Myles?«

»Ich war immer aufrichtig zu dir. Wenn Cait in Sicherheit ist, werde ich dir alles erklären. Für den Augenblick muss es genügen, wenn du weißt, es hängt viel davon ab, dass sie am Leben bleibt. Sehr viel.«

Schließlich hatte Daith sich seinem Wunsch gebeugt. Der Gelehrte hatte ihn stets gerecht behandelt. Manchmal war ihm, als hätte Aladar sich mehr für ihn eingesetzt, als er verdient hatte. Daith hatte stets alles getan, um sich des Vertrauens würdig zu erweisen, das der Oberste Seáthrun in ihn setzte. Er hatte härter gearbeitet als jeder andere. Tag für Tag hatte er sich im

Schwertkampf geübt. Selbst wenn seine Kameraden längst geschlafen hatten, war er nicht müde geworden, wieder und wieder die gleichen Attacken und Paraden auszuführen. Das hatte er getan, um auf diesen einen Tag vorbereitet zu sein. Den Tag, an dem er Aladar seine Freundlichkeit und Güte vergelten konnte. Das Mädchen zu ihm zu bringen war die größte Herausforderung, der er sich stellen konnte. Und zugleich das Mindeste, was er tun konnte. Tatsächlich keimte in ihm der Wunsch, sein Leben erneut in Aladars Dienst zu stellen und seinem Dasein auf diese Weise wenigstens einen Sinn, wenn schon keine Erfüllung oder Freude, zu geben.

Er war nach wie vor überzeugt, dass sie Myles' Mörderin war. Während der Reise nach Kilsannon hatte er nicht daran gezweifelt, dass Aladar dennoch gute Gründe für sein Handeln hatte. Der Oberste Seáthrun hatte sein Vertrauen noch nie enttäuscht. Dieser Gedanke hatte ihn letztendlich zu der Überzeugung gebracht, dass er in der Lage war, den Auftrag auszuführen. Jetzt jedoch, da er sie vor sich sah, war er nicht mehr sicher, ob er wirklich tun konnte, was Aladar verlangte. Ihr Anblick erweckte das Gespenst der Erinnerung zum Leben.

Lauter Beifall riss ihn aus seinen Gedanken. Sie hatte ihre Geschichte beendet. Einmal mehr leerte Daith seinen Becher und noch immer hoffte er, der Alkohol würde ihn seine Befehle vergessen lassen. Wie konnte er jemanden schützen, dessen Tod er sich wünschte? Mit wachsender Abscheu beobachtete er, wie sie sich vor ihrem Publikum verneigte, nach ihrem Umhang griff und die Schenke verließ. Er ließ einige Augenblicke verstreichen, dann folgte er ihr.

Kalter Frühlingsregen schlug ihm entgegen. Mit einer unwilligen Geste zog er die Kapuze ins Gesicht. Sein Blick wanderte die Straße entlang. Das Kopfsteinpflaster glänzte feucht im Regen und spiegelte das fahle Licht des Halbmondes wider. Sie war nirgendwo zu sehen. *Verfluchtes Gör, du bist schnell wie eine Katze und scheinst ebenso viele Leben zu haben!* Er hatte gehofft, sie in einer der Gassen zu fassen zu bekommen. *Und dann? Dann hätte ich ihr von meinem Auftrag erzählt und sie zu Aladar gebracht.* Er war nicht sicher, ob er das wirklich vorhatte. *Warum in einer dunklen Gasse? Wenn ich meinen Auftrag ausführen will, hätte ich sie ebenso gut in der Schenke ansprechen können. In der Dunkelheit jedoch ...* Es war zu spät, sich über verpasste Gelegenheiten den Kopf zu zerbrechen. Er musste sie erst einmal finden. Wenn die Informationen zutrafen, die er heute Nachmittag von einem der Marktweiber bekommen hatte, wohnte sie in einer kleinen Herberge, ein Stück hinter dem Marktplatz. Dort würde er sie aufsuchen. Er rückte seinen Waffengürtel zurecht und setzte sich in Bewegung. Mit grimmiger Miene folgte er der Hauptstraße. Hin und wieder begegneten ihm ver-



einzelte Passanten. Manche angetrunken und singend, andere mit eingezogenem Kopf, um dem Regen zu entgehen.

Er passierte eine schmale Seitengasse, als ihn ein Geräusch innehalten ließ. Vorsichtig trat er näher, eine Hand am Schwert. In der Gasse war es finster. Einzig in der Mitte drang ein schmaler Streifen Mondlicht bis auf den Boden. Wieder ein Geräusch. Dieses Mal war er sicher, dass es ein Schrei war. Er zückte sein Schwert und trat in die Gasse, darauf gefasst, mitten in einen Überfall zu geraten. Rotgoldenes Haar schimmerte im Mondlicht. Das Mädchen lag auf dem Boden. Wild um sich schlagend und tretend versuchte sie die schattenhafte Gestalt abzuschütteln, die sich über sie beugte und sie zu erdrücken schien.

Daith machte einen Schritt nach vorne. *Warte! Du willst sie doch gar nicht retten.* Er zögerte. Das war seine Gelegenheit. Er müsste sich nicht einmal die Hände schmutzig machen. Aladar würde es nie erfahren. *Ein Überfall. Ich kam zu spät.* Ihre Gegenwehr erlahmte. Ihre Arme glitten zu Boden. Daith erwachte aus seiner Teilnahmslosigkeit. *Nein! Wenn sie stirbt, dann durch meine Hand!*

Er sprang vor und stieß zu. Seine silberne Klinge durchbohrte den Angreifer. Der erwartete Todesschrei blieb aus, stattdessen erfüllte ein ohrenbetäubendes Kreischen die Luft. Die Gestalt fuhr herum. Kein Räuber – nicht einmal ein Mensch. Fassungslos starrte Daith auf die Kreatur. Die Essenz einer toten Seele, gehüllt in einen Kapuzenumhang, durch Zauberwerk in menschliche Gestalt gezwängt. Er hatte nie zuvor einem Na'Darrach gegenübergestanden, dennoch wusste er sofort, womit er es zu tun hatte. *Finstere Magie.* Aladar hatte ihn gut ausgebildet. Obwohl Daith kein Gelehrter war, wusste er einiges über die dunklen Künste und ihre Auswüchse. *Sichtlich hat Aladar vergessen, einige Details dieses Auftrags zu erwähnen.* Der Na'Darrach war noch nicht zu voller Macht und Größe gelangt, sodass es Daith nicht schwerfiel, sich zu behaupten. Noch ehe die Kreatur angreifen konnte, schlug er ein weiteres Mal zu. Die Klinge traf ihr Ziel und vernichtete es. Mit einem wütenden Kreischen verblasste der Na'Darrach zu einer Erinnerung.

Mit dem Schwert in der Hand wandte sich Daith dem Mädchen zu. Die Bewusstlosigkeit hatte die Anspannung aus ihren Zügen schwinden lassen. Ihr Haar und ihre Gewänder waren nass vom Regen. Winzige Tropfen sammelten sich auf ihren Wangen und rannen wie Tränen über ihr Gesicht. Ihr Brustkorb hob und senkte sich unter regelmäßigen Atemzügen. Während er sie betrachtete, drängte sich die Erinnerung an Myles' letzte Augenblicke in seinen Geist. Einmal mehr sah er ihn vor sich, wie er um jeden weiteren Atemzug gerungen hatte, während das Leben seinem Körper entströmte. An seinem eigenen Blut erstickend hatte er die wenigen Worte hervorgepresst, die Daith veranlasst hatten das Mädchen zu jagen. Blinzeln verdräng-

te er die Bilder. Der Schleier der Vergangenheit lichtete sich und eröffnete ihm erneut den Blick auf das bewusstlose Mädchen.

Schwer wog das Schwert in seiner Hand. *Ein rascher Hieb ...* Er setzte ihr die Klinge an die Kehle. *Nur ein einziger, kraftvoller Stoß.* Das Mädchen regte sich. Er zog die Klinge ein Stück zurück. *Tu es, verdammter Narr! Jetzt!* Doch er zögerte. Sie schlug die Augen auf und starrte auf die Schwertspitze, die über ihr hing. Eine Mischung aus Furcht und Verwirrung zeichnete ihre Züge. Da wurde ihm bewusst, dass sie ihn für den Angreifer halten musste. »Er ist weg.« Es gelang ihm nicht, die Abscheu aus seiner Stimme zu bannen.

Ihr Blick wanderte die Klinge entlang zu seinem Gesicht. Mit der freien Hand zog er die Kapuze zurück. Sie sollte sehen, mit wem sie es zu tun hatte. In ihren Augen zeigte sich nicht das geringste Anzeichen von Erkennen. Erneut heftete sich ihr Blick auf die Spitze seines Schwertes. »Hast du vor mich abzustechen oder nimmst du das Ding da weg?« Sie gab sich alle Mühe, furchtlos und trotzig zu klingen. Ohne ihn aus den Augen zu lassen, erhob sie sich. Ihre Miene mochte unbewegt und ruhig wirken, doch das Zittern ihrer Hände strafte ihre zur Schau gestellte Gelassenheit Lügen. Als sie seinen Blick bemerkte, verschränkte sie hastig die Arme vor der Brust. »Was ist geschehen?«

Der Augenblick des Hasses war endgültig verflogen. Die Zeit seiner Rache würde kommen. Jetzt hatte er einen Auftrag zu erfüllen. Er zog die Waffe zurück. »Du wurdest angegriffen.«  
»Ist er geflohen?«

»Tot.«

Misstrauen flackerte in ihren Augen. »Ich sehe keine Leiche.«

»Es gibt keine«, entgegnete er knapp. »Komm, ich bringe dich in Sicherheit.«

Sie wich einen Schritt zurück.

*Er ist tot und es gibt keine Leiche!* Er unterdrückte einen Fluch. *Mit einer derartigen Glanzleistung werde ich sie sicher dazu bewegen, mir zu folgen.*

»Womöglich hast du mich überfallen und suchst jetzt nach einem Vorwand ...«

»Ich brauche keinen Vorwand. Ich habe ein Schwert. Jetzt komm endlich. Es werden bald weitere kommen.« Ehe er die Worte ausgesprochen hatte, war es ihm nicht bewusst gewesen. Jetzt wusste er mit Sicherheit, dass dieser Angriff nicht der einzige bleiben würde. Jemand hatte es auf das Leben des Mädchens abgesehen. Jemand, der nicht davor zurückschreckte, sich finsterner Magie zu bedienen. *Warum sollte er sich mit einem einzigen Na'Darrach zufriedengeben?*

Ihr Blick glitt über seine Schulter, ihre Augen weiteten sich. »Da ist er wieder!«

Daith fuhr herum und spähte in die Dunkelheit. Von ein paar Schatten abgesehen gab es dort nichts. Angestrengt starrte er in die Gasse. Nachdem er endgültig überzeugt war, dass sie sich geirrt haben musste, wandte er sich ihr wieder zu. »Da ist nie...« Das Mädchen war verschwunden. »Verdammte Kröte!«

\*

Sobald sie um die Ecke war, begann Cait zu rennen. Nachdem sie den Marktplatz weit hinter sich gelassen hatte, verbarg sie sich in einer dunklen Nische. Zitternd vor Angst und Kälte presste sie sich an die Wand und wartete.

Sie war nicht gänzlich überzeugt, dass der Kerl mit dem Schwert sie überfallen hatte. Sie hatte das Gesicht des Räubers nicht gesehen. Sie erinnerte sich, dass sie mit jemandem zusammengeprallt war. Im nächsten Augenblick hatte sie sich auf dem Boden wiedergefunden und mit einem Angreifer gerungen. Es war kalt geworden und dann war da dieses seltsame Gefühl gewesen. *Als hätte der Angriff mir alle Kraft geraubt.*

Womöglich hatte dieser Kerl sie nicht überfallen. Das war noch lange kein Grund, ihm zu vertrauen. »Ich bringe dich in Sicherheit«, hatte er gesagt. *In Sicherheit wovor?* Je länger sie darüber nachdachte, desto mehr gelangte sie zu der Überzeugung, dass sie ihn schon einmal gesehen hatte – im *Lachenden Kobold*. Er hatte sie beobachtet und getrunken. Selbst im Regen hatte sie den Geruch von Alkohol deutlich wahrgenommen.

Sie beugte sich vor und riskierte einen Blick in die Gasse. Niemand war zu sehen. Allmählich fiel die Anspannung von ihr ab. Es war spät geworden. Sie war müde und erschöpft. Der Gedanke an ihre trockene Kammer und ein warmes Nachtlager trieb sie schließlich aus ihrem Versteck. Als sie wenig später die Gasse erreichte, in der sich ihre Herberge befand, hielt sie an einer Hausecke inne und sah sich um. Alles war, wie es sein sollte: ruhig und verlassen. Erleichtert schlüpfte sie durch die Tür in die Dunkelheit der leeren Gaststube. Mit sicheren Schritten durchquerte sie den Raum und stieg die knarrenden Stufen nach oben. Dort war es kalt. Durch ein kleines Fenster fiel ein schmaler Streifen Mondlicht auf den Gang. Dunkle Schatten duckten sich in den Ecken. Für einen Moment schien es, als würden sie sich bewegen. Sie schalt sich selbst eine Närrin. Nachdem ihr dieser Trunkenbold einen derartigen Schrecken eingejagt hatte, war es nicht verwunderlich, dass sie nervös war. Dennoch konnte sie sich des Eindrucks nicht erwehren, dass dort in der Dunkelheit etwas lauerte. Die Schatten schienen zu wachsen und näher zu kommen. Zoll um Zoll fraßen sie das Licht und krochen unter der Decke und an den Wänden entlang. Blinzelnd starrte sie in die Ecken. Nein, die Schatten bewegten sich nicht. Sie war müde. Ihre Augen hatten ihr einen Streich gespielt.

*Es werden bald weitere kommen.*

Womöglich war es ein Fehler gewesen davonzulaufen, ohne zu wissen, wovon er sprach. *Un-sinn!* Entschlossen straffte sie die Schultern und ging weiter, doch die Unruhe blieb und sie beschleunigte ihre Schritte. Endlich an ihrer Kammer angekommen, öffnete sie die Tür. Ein kühler Luftzug schlug ihr entgegen. Der Anblick des offenen Fensters ließ sie auf der Schwelle erstarren. Sie hatte es geschlossen, ehe sie gegangen war.

*Habe ich das wirklich?*

Sie wusste, dass sie es getan hatte. Es hatte geregnet.

Das Gefühl, nicht allein zu sein, kehrte mit aller Macht zurück. Womöglich hatte sie sich eingebildet, dass etwas in den Schatten lauern mochte. Ganz sicher war jemand in ihrer Kammer. *Ich muss von hier fort.* Der Gedanke an die Schatten auf dem Gang ließ sie zögern. Eine Hand schoss aus der Dunkelheit ihrer Kammer hervor, legte sich fest über ihren Mund und erstickte den entsetzten Schrei, der über ihre Lippen kroch. Ein zweiter Arm schlang sich um ihre Taille und zerrte sie in den Raum. Die Tür wurde zugestoßen. Strampelnd versuchte sie sich zu befreien, doch der Griff schnürte ihr die Luft ab und verdammte sie zur Reglosigkeit. Der Geruch von Alkohol stieg ihr in die Nase. »Sei still!«, zischte er und presste sie an sich, bis sie sich kaum mehr bewegen konnte. »Sie sind hier!«

Sie wusste nicht, was sie glauben sollte. War er nun der Räuber aus der Gasse, der versuchte sie mit einem Trick zum Schweigen zu bringen, oder lauerte dort draußen wirklich etwas in den Schatten?

»Spürst du nicht, dass wir nicht allein sind?« Sein Mund war dicht neben ihrem Ohr, dennoch sprach er so leise, dass sie Mühe hatte, ihn zu verstehen. »Ich werde dich jetzt loslassen. Mach keine Dummheiten, sonst sind wir tot. Dieser hier ist größer als der Letzte.«

*Die Schatten.* Als er sie freigab, schrie sie weder um Hilfe noch versuchte sie zu fliehen.

Er verriegelte die Tür und deutete auf das Fenster. »Verschwinden wir.«

Ein lautes Krachen riss sie aus ihrer Erstarrung. Etwas schlug gegen die Tür – wieder und wieder. Das Holz erzitterte unter dem mächtigen Ansturm. Cait lief zum Fenster, schwang die Beine hinaus und reichte ihm die Hände. Er beugte sich weit nach vorne und ließ sie Stück für Stück hinunter. Ohne Vorwarnung ließ er los. Sie landete unsanft in der Gasse, tat einen taumelnden Schritt zur Seite und prallte mit der Schulter gegen eine Mauer. Gerade als sie sich fragte, ob sie davonzulaufen sollte, landete er neben ihr auf dem Pflaster. Mühelos federte er ab und stand sofort sicher auf den Beinen. Er schob sie um die Ecke, zu einem Pferd. Wortlos saß er auf, packte sie beim Arm und zog sie vor sich in den Sattel. Oben, in ihrer Kammer, zerbarst krachend die Tür.

Er trat das Tier in die Flanken. Der schwarze Hengst preschte los. Hufgeklapper, dröhnend von den Wänden zurückgeworfen, begleitete sie auf ihrer Flucht durch die nächtlichen Gassen. Sie verließen die Stadt durch ein Tor in der Nähe des Hafens. Er jagte das Pferd über den Strand, bis sie einen Abhang erreichten, der sie auf die Straße führte. Felder, Wiesen und Wälder flogen an ihnen vorüber. Der Wind trieb ihr den Regen ins Gesicht, winzigen, spitzen Nadeln gleich. Bald kehrte die Müdigkeit zurück. Ihre Finger krallten sich in die Mähne, während sie sich bemühte, die Augen offen zu halten.

Schließlich zügelte er den Hengst und sprang ab. »Wir übernachten hier.«

Erst da sah sie den Unterstand am Wegesrand. Ein windschiefes Dach auf Stützpfeilern, darunter ein Haufen Stroh. Erleichtert, dem Regen wenigstens für eine Weile zu entkommen, trat sie unter das Dach. Er führte seinen Hengst ins Trockene, öffnete eine Satteltasche und zog eine Decke hervor. Der Anblick weckte in ihr die Sehnsucht nach Wärme. Sie konnte es kaum erwarten, sich in den groben Stoff zu hüllen, um die Kälte aus ihren Gliedern zu vertreiben. Statt ihr jedoch die Decke zu geben, warf er seinen nassen Umhang zur Seite und wickelte sich selbst darin ein. Nass und frierend kroch sie ins Heu, so erschöpft, dass sie trotz der Kälte sofort einschlief.